Nr. 323. XXXII. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 29. Juni 1903.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Reaktion und Regierung.

Mit den Politikern, die in einem neuen Sozialistengesetz das A und O innerpolitischer Weisheit sehen, hat es der gegenwärtige deutsche Reichskanzler, wie man weiß, seit langem verschüttet. Eine Kanzlerkrise wäre so recht nach ihrem Geschmack. Selbstverständlich benutzen sie jetzt das Anwachsen der Sozialdemokratie bei den Wahlen, um dem Grafen Bülow ein Bein zu stellen. Das scheint ihnen in doppelter Hinsicht ein löbliches Tun: Einmal hoffen sie damit den unbequemen Kanzler, der ihnen nicht genugsam Ordre pariert, um die Ecke zu bringen. Zum anderen gewährt es ihnen natürlich Befriedigung, wenn sie bei der Verfolgung dieses Zieles zugleich ihrer Idiosynkrasie gegen das Wahlgeheimnis die Zügel schießen lassen können. Voran im Chorus der Blätter, die den Schlachtgesang wider den Kanzler singen, stehen, ihrer nachbismärckischen Tradition getreu, die „Hamb. Nachr.“. Das Blatt hatte neulich die bessere Sicherung des Wahlgeheimnisses kritisiert und erklärt, die Regierung, die sich davon so großen Erfolg versprochen habe, habe damit gründlich Fiasko gemacht. An diese Behauptung knüpfte das Blatt folgende Glossen:

„Als der Herr Reichskanzler das entsprechende Gesetz angekündigt hätte, habe es überall lange Gesichter gegeben, und niemand hätte begreifen können, wie Graf Bülow zu dieser Ankündigung gekommen sei. Der Reichskanzler habe sich dafür auf den Wunsch eines Staatssekretärs bezogen. Das erklärte das Blatt nicht glauben zu können. Denn es sei eine mehr als merkwürdige Handlungsweise, wenn sich der Reichskanzler als allein verantwortlicher Reichsminister für die Ausführung einer Regierungsmaßregel auf den Wunsch eines ihm untergeordneten Ressortministers berufe.“

Daraufhin wurde halboffiziös in der „Weser-Ztg.“ erklärt, diese ganze Geschichte sei ungeschickt erfunden. Zugleich wurde betont, die Behauptung der „Hamb. Nachr.“, daß sich die Reichsregierung von dem Klosettgesetz einen großen Erfolg gegen die Sozialdemokratie versprochen habe, sei falsch. Demgegenüber bleibt das Hamburger Blatt bei dieser Behauptung und sagt:

„Wenn das nicht der Fall war, weshalb hat die Regierung damals wochenlang durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ das Gegenteil verkünden lassen? Und will der Gewährsmann der „Weser-Zeitung“, etwa bestreiten, daß mit Bezug auf das Klosettgesetz das Wort gesprochen ist: „Es war notwendig, um den Terrorismus der Sozialdemokratie in den großen Städten u. s. w. zu brechen.“ Wir haben nicht die Absicht, Zeugen für diese Aeußerung namhaft zu machen, weil wir sie dadurch in Verlegenheit setzen würden, wollen jedoch dem Inspirator der „Weser-Ztg.“ soviel sagen, daß sie Kreisen angehören, deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Was aber die von uns erwähnte Bezugnahme des Reichskanzlers auf einen Staatssekretär betrifft, so ist dieselbe, so viel wir wissen, von so vielen Leuten gehört worden, daß es gewagt erscheint, sie abstreiten zu lassen.“

Das Hamburger Blatt bemängelt dann weiter die Tatsache, daß die Regierung keine Wahlparole gegen die Sozialdemokratie ausgegeben hat, und sucht eine solche Wahlparole als der Sozialdemokratie höchst abträglich zu erweisen. Dabei fallen für die Regierung folgende Liebenswürdigkeiten ab:

„Weil die Bekämpfung der Sozialdemokratie nach ihrer (der Regierung) noch dazu sehr anfechtbaren Auffassung doch nichts nütze, glaubte sich die Regierung berechtigt, sie einfach zu unterlassen. Wer sagt denn aber, daß der Erfolg ausgeblieben wäre, wenn die Regierung den Kampf offen proklamiert und sich ohne Furcht vor Attentaten oder anderen Ereignissen an die Spitze des Bürgertums gegen die Umsturzpartei gestellt hätte? Ist dazu aber auch nur der leiseste Versuch gemacht worden? Wir haben nichts davon wahrgenommen, sondern im Gegenteil stets den Eindruck gehabt, daß die Regierung Angst vor der Sozialdemokratie hat. Sicherlich hätte die Sozialdemokratie nicht 900,000 Stimmen Zuwachs bei der Hauptwahl zu verzeichnen gehabt, wenn die Regierung auch nur etwas Energie gegen sie gezeigt hätte. Aber so mußte ihr laues Verhalten die mißvergnügten Wähler geradezu dazu ermutigen, für die Umsturzkandidaten zu stimmen.“

Am Schluß wird's der Regierung noch in dürren Worten gesagt, daß sie nichts taugt und beseitigt werden muß:

„Eine Regierung, die achselzuckend die Situationen acceptiert, die sich ihr darbieten, anstatt sie zu bekämpfen, wenn es not tut, ist keine Regierung, wie wir sie in Deutschland brauchen.“

Der Versuch, der Regierung ein Bein zu stellen, ist zu ungeschickt, als daß er Erfolg haben könnte. Man fühlt zu sehr den Aerger darüber heraus, daß die Regierung sich diesmal den Wahlumtrieben der Rechten nicht dienstbar gemacht hat. Die Herren wissen eben, daß sie bei einer objektiven Stellungnahme der Regierung gegenüber den Wahlen keine Seide spinnen können. Und noch eins merkt man aus diesem Gezeter über die Einführung des Wahlklosetts: nämlich, welche Bewandtnis es mit dem Respekt der Rechten vor dem Gesetz hat, wenn ihr Vorteil von einer Gesetzwidrigkeit abhängt. Das Gesetz schreibt die Geheimhaltung der Wahl vor, und da sich ergibt, daß diese Gesetzesvorschrift in praxi nicht genügend gewahrt wird, sucht die Regierung die Durchführung der Vorschrift zu sichern. Die Rechte aber grollt über dieses Vorgehen. Ist noch ein eklatanterer Beweis nötig, um darzutun, wie schwärmerisch die Rechte dem geheimen Wahlrecht anhängt?

---

* Aus **Rom** meldet uns ein Privat-Telegramm unseres dortigen ☞-Korrespondenten: Der häufig offiziös bediente „Popolo Romano“ bringt in einer kleinen Note an hervorragender Stelle die Notiz, es sei nicht ausgeschlossen, daß die nächste Zukunft nicht nur den Besuch Loubets, sondern auch den des **Kaisers Franz Joseph in Rom** bringe. In politischen Kreisen wird diese Nachricht mit begreiflicher Skepsis aufgenommen. — Eine amtliche Hofnachricht bestätigt, daß der Zar Mitte Oktober in Rom eintreffen wird.

Waldeck-Rousseau und das Kabinett.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Paris**, 28. Juni.

Die ganze politische Welt ist aus Anlaß des gestrigen Auftretens Waldeck-Rousseaus in Alarm. Alle nationalistischen, nationalistischen und klerikalen Blätter sind hoch entzückt, die meisten erklären, daß Waldeck-Rousseau gestern dem Ministerium Combes, das er selbst eingesetzt hatte, den Todesstoß versetzt habe. „Die Situation,“ schreibt der „Figaro“, „ist von nun ab klar: Herr Combes mag die Macht behalten oder abtreten: seine Politik ist verurteilt und beendet.“

Das nationalistische „Echo de Paris“ glaubt an eine Aenderung des politischen Kurses und rühmt plötzlich das Talent und die meisterliche Rednergabe Waldeck-Rousseaus. Von den Blättern der bisherigen Regierungsmajorität stimmt Waldeck-Rousseau nur der „Rappel“ zu, in dem der schon längst gegen Combes polemisierende Deputierte Charles Bos die Worte schreibt: „Warum hat Combes sich diese wunderbare Rechtsbelehrung seitens Waldecks, dessen Namen er mißbrauchte, zugezogen?“

Jaurès dagegen erklärt, die vermittelnde Politik, von der Waldeck-Rousseau zu träumen scheine, sei eine chimäre. Entweder werde die Demokratie den Kampf gegen den Klerikalismus energisch fortsetzen, oder die Parteien der Rechten würden ans Ruder kommen. Die „Lanterne“ sagt ohne Umschweife: „Unsere Partei zählt einen Mann weniger. Die Demokratie wird ohne Waldeck-Rousseau siegen, und, falls nötig, gegen ihn.“ Clemenceau, der bekanntlich Combes letzthin heftig befehdete, macht seinen Frieden mit Combes und ironisiert in der „Aurore“ Waldeck-Rousseau, der offenbar ein Jahr lang geschlafen habe und jetzt plötzlich, wo die Auflösung der geistlichen Orden beendet sei, seine Stimme erhebe und erkläre, man sei nicht im Sinne des Gesetzes vorgegangen.

Tatsächlich hat Clemenceau damit recht: Waldeck-Rousseau ist während der ganzen Periode der Ordensauflösungen der Tribüne fern geblieben und protestiert erst nachträglich gegen das System der Enbloc-Verurteilung, das er durch ein früheres Auftreten leicht hätte verhindern können. Bemerkenswert ist auch, daß er erst im letzten Augenblick vor den Ferien aufgetreten ist, wo an einen Sturz des Ministeriums kaum noch zu denken ist. Nur die von der Kammer beschlossene Beschränkung der Lehrfreiheit ehemaliger Kongregationsmitglieder wird im Senat einstweilen nicht durchgehen, das Gesetz wird bis nach den Ferien vertagt werden. Im übrigen aber ist vor dem Herbst ein politischer Kurswechsel schwerlich zu erwarten. Und bis dahin wird die bereits betretierte Auflösung auch der unterrichtenden Frauenorden eine vollendete Tatsache sein.

* * *

Paris, 28. Juni. (W. T. B.) Die Polizei verhaftete gestern Abend den lange von ihr gesuchten Anarchisten Pannegiani. Pannegiani hatte in der Rue de Londres ein Haus gemietet, in dem er zahlreiche Kunstgegenstände im Werte von etwa 1 Million Francs aufhäufte. Er gibt an, nicht mehr Anarchist, sondern Antiquitätenhändler zu sein.

Toulon, 28. Juni. (W. T. B.) Das russische Torpedoboot Nr. 120 ist an der Esterel-Küste auf eine Algenbank aufgefahren. Von Toulon sind Schiffe zur Hilfeleistung abgegangen.

---

* Angesichts des Ausfalls der Wahlen wiederholt die unabhängige liberale Presse mit erfreulicher Einmütigkeit die schon früher ausgesprochene Mahnung an die Liberalen im Lande, denjenigen bisherigen Führern des Liberalismus den Stuhl vor die Tür zu setzen, die mit ihrer **fraktionspolitischen Kirchturmstaktik** den Niedergang der Mandatsziffern des Liberalismus verschuldet haben. Diese Mahnung beängstigt bezeichnenderweise die „Frs. Ztg.“. Der Mann, der in diesem Blatte über die Wahlergebnisse sich vernehmen läßt, fragt angesichts solcher Mahnungen der keiner bestimmten Fraktion dienstbaren liberalen Presse, zu der insbesondere das B. T. sich zählt, in zorniger Bekümmernis: „Was soll all dieser Schwatz bedeuten?“ Was dieser „Schwatz“ bedeuten soll, werden die Liberalen im Lande ohne Unterschied der Parteischattierung bald offenbaren. Sie werden zeigen, daß sie das Parteipapsttum, das uns von Niederlage zu Niederlage geführt hat, satt haben. Und die plumpen Versuche des Mannes der „Frs. Ztg.“, den Mahnungen der unabhängigen liberalen Presse mit einer an den Haaren herbeigezoge-

---

Die heilige Magerkeit.

Von

Oskar Blumenthal.

Verehrte gnädige Frau! Sie sind wirklich eine hartgesottene Zweiflerin. . . . Sie beharren also noch immer bei Ihrer paradoxen Behauptung, daß er überhaupt nicht existiert? Sie wollen noch immer nicht an seine leibhafte Wirklichkeit glauben? Und doch habe ich nichts unversucht gelassen, um Sie von seiner vollen Lebendigkeit zu überzeugen. In den humorvollsten Stunden, die ich in Ihrem Boudoir verleben durfte, habe ich Ihnen eine Blumenlese aus seinen Schriften vorgelesen. Ich habe Ihnen sein Bild gezeigt, den Kopf des Dichters mit der Mütze des Radlers. Ich habe Ihnen die Verspottung seiner Wesenheit vors Auge gerückt, die wir dem immer satirisch gelaunten Griffel Schließmanns verdanken. Und wenn Sie gleichwohl noch immer in Ihrem hartnäckigen Skeptizismus verharren, so erinnern Sie mich endlich an den allbekannten Offiziersburschen der Anekdote, der im Zoologischen Garten vor dem Gnu und dem Brillenaffen ausrief:

„Das ist ja Humbug! Solche Tiere gibt es überhaupt nicht!“

Sie lächeln . . . Ja aber, meine liebe Gnädigste, der überjährige Scherz wird von Ihnen selbst heraufbeschworen, wenn Sie noch in Ihrem letzten Brief wörtlich schreiben:

„. . . Und ich bleibe bei meiner Behauptung: Peter Altenberg gibt es überhaupt nicht! Peter Altenberg ist die lustige Fiktion eines Spottvogels. Peter Altenberg ist ein gut erfundener Schriftsteller, an welchem wie an einem Schulbeispiel alle Krankheiten moderner Stilverschnörkelung gezeigt werden sollen. Da ist das Kugelspiel mit Paradoxen, die dreist in die Luft geschleudert und dann planlos so lange durcheinander gewirbelt werden, bis die Zuschauer betäubt sind. Da ist die Zusammensetzung der Sprache aus pretiösen Worten, die sich anfassen wie Silber und Sammet. Da ist die leidige Manier, einen an sich vielleicht mitteilenswerten Stoff in lauter Splitterchen und Scherben zu zerbrechen. Da steht in voller Lebensgröße jener modische Typus vor uns, über den wir uns so oft unterhalten haben: das Originalitätsgigerl, das sich zu dem wirklich eigenfarbigen Geist verhält wie der Alpengeck zu dem ernsthaften Hochtouristen. . . . Das alles ist in dem so hübsch ausgedachten, so zeichnend klingenden Sammelnamen Peter Altenberg vereint, und ich bewundere die maßvolle Wahrscheinlichkeit, durch die der Erfinder so Viele zu täuschen vermocht hat. Aber verlangen Sie nur nicht von mir, daß ich eine Schöpfung der guten Laune für Wirklichkeit und Peter Altenberg für einen lebendigen Menschen halten soll!“

Nun, meine Gnädigste, Sie werden sich endlich doch dazu entschließen müssen — denn heute bringe ich Ihnen einen urkundlichen Beweis, gegen den es keinen Widerspruch gibt. Sie wissen, daß ich die Wanderung durch die unwegsamsten Skizzen nicht scheue, um Ihnen Stilblüten für Ihre Sammlung zu pflücken. Heute habe ich Ihnen einige besonders köstliche Funde zu übergeben. Da wirbelte mir der Zufall eines jener polemischen Hefte auf den Schreibtisch, die in Wien unter dem Titel „Die Fackel“ erschienen. Und hier hat Peter Altenberg das Schönheitsideal, das er im Herzen trägt, in einigen Bemerkungen aufgezeichnet, die von unzweifelhafter Echtheit sind. So etwas erfindet auch die Spottlust nicht. Das ist Leben und Wirklichkeit. Denn nur die Originalitätssucht kann sich so abenteuerlich überkurzeln. . . .

Es hatte in Wien eine Schönheitskonkurrenz für Männer stattgefunden. Peter Altenberg ist mit dem Urteil der Preisrichter, die nach dem Ebenmaß der Formen und nach der plastischen Schönheit der Gesamterscheinung ihren Schiedsspruch gefällt haben, nicht einverstanden. Er verneint es, daß es eine plastische Schönheit überhaupt gibt. Er bekennt sich als einen fanatischen Gegner von Fleisch und Muskeln und gelangt zu folgenden Gedankenperlen, die ich Ihnen mit wahrer Finderfreude überreiche:

„Nur das Skelett am Menschen ist schön. Das Fleisch ist das, was man sich schleunigst abgewöhnen muß.“

„Heilige Magerkeit, getreueste Beschützerin unserer Beweglichkeiten! Werde das Zielkommender Generationen!“

„Junge edle Mädchen sollten Die, denen sie ihr Schicksal anzuvertrauen beabsichtigen, fragen: „Wie oft können Sie die tiefe Kniebeuge machen, mein Herr?“

„Wadeln sind ein moralischer Defekt.“

„Die Parole des Jahrhunderts laute: Auf „Muschkeln“ wird verzichtet.“

„Ich habe meinen „Biceps“ im Kopf,“ sagte der Weise . . .“

Ich höre Ihr silbernes rollendes Lachen. Ich will durch keinen Zusatz die Wirkung unterbrechen. Aber Sie müssen mir wenigstens gestatten, meine Liebe, mir die Rückwirkung auf die Kunst auszumalen, die von diesem neuen Schönheitsideal ausströmen muß. Peter Altenberg predigt — im Gegensatz zu den Vorkämpfern des jungen Deutschlands — die Emanzipation vom Fleische. Unsere Anschauungen von Körperschönheit müssen einer Entfettungskur unterworfen werden, und da vor allem die lyrische Kunst immer berufen war, die menschliche Wohlgestalt zu feiern, so wird sie uns in Zukunft eine Apotheose der „heiligen Magerkeit“ bieten müssen. Sie wird nicht mehr um liebliche Rundungen, nicht um anmutige Formen gaukeln — und ein Liebesgedicht im Sinne Peter Altenbergs wird also klingen:

„Ich war geblendet wie vom Blitz,
Noch eh' wir nur ein Wörtchen sprachen.
Denn deine Schultern sind so spitz,
Daß sie mir gleich ins Auge stachen.

Mein Herz ward wieder jugendwarm,
Von neuer Glut, die mich befeelte,
Als dünn und fleischlos sich dein Arm
Aus dem zu weiten Aermel schälte.

Nun quillt's in mir von Lebenslust —
Und sprudelnd fließt der Quell der Lieder,
Denk' ich an deine flache Brust
Und an dein inhaltsleeres Mieder!“

Wer weiß, ob nicht Peter Altenberg selbst in seines Schreibtischs Tiefen schon ein Liederbuch dieser Art verborgen hat. Das Leitgedicht könnte lauten:

„Nie würde mir ein Vers gedeih'n,
Mein Leben wäre mufenlos,
Nennt' ich nicht eine Liebste mein,
Die beinah' völlig busenlos!

Zwar hat sie keine Lust an mir,
Ihr Sinn ist kalt und gnadenlos —
Und dennoch hängt mein Herz an ihr,
Denn sie ist völlig wadenlos!“

Und wenn eine Dolorosa, eine Marie Madeleine oder irgend eine andere mannfrohe Dichterin der Zukunft uns die Reize ihres Geliebten entschleiert, so werden wir lesen:

„Wie meine Pulse pochen,
Denk Deiner Schönheit ich!
Du bist nur Haut und Knochen —
Mein Freund, wie lieb' ich Dich!

Dein Bildnis — welch Entzücken —
Hängt über meinem Bett . . .
Wann darf ich aus Herz dich drücken,
Du göttliches Skelett!?“

Das sind Liederklänge aus den Jahrhunderten der heiligen Magerkeit, denen uns Peter Altenberg entgegenführt. „Denn ich habe meinen Biceps im Kopf,“ sagte der Weise . . . Und dennoch, meine Liebe, werden wir ihm unsere Bewunderung nicht versagen. Im zwanzigsten Jahrhundert ist es nicht leicht, noch Narrheiten zu finden, die uns nicht neunzehn frühere Jahrhunderte vorweg genommen haben. Lassen Sie uns vor dem Großmeister dieser Kunst eine tiefe Verbeugung machen. . . .